Erhöhtes Parkinson-Risiko durch Zahnamalgam?

Amalgam in den Zähnen könnte einen Morbus Parkinson fördern. Nach Resultaten einer Analyse aus Taiwan ist das Erkrankungsrisiko bei Amalgamträgern um mehr als die Hälfte erhöht. Ein Typ-2-Diabetes hingegen scheint die Gefahr zu senken. Das liegt vielleicht an der Medikation.

Das Thema „Amalgam“ ist nicht totzukriegen: Zwar hat das Komitee für neu auftretende und neu identifizierte Gesundheitsrisiken der EU-Kommission in einer Stellungnahme vor zwei Jahren keine Gesundheitsrisiken für Amalgam in Zahnfüllungen erkannt, gleichzeitig sollen Zahnärzte Schwangeren und Kindern ab dem kommenden Jahr keine quecksilberhaltigen Plomben mehr einsetzen, und es wird darüber diskutiert, das Zahnfüllmaterial in naher Zukunft ganz zu ersetzen.

Die meisten epidemiologischen Studien haben bislang keine negativen Auswirkungen der quecksilberhaltigen Füllungen auf das Nervensystem feststellen können. Allerdings mangelte es an großen Langzeitstudien, um Risiken für neurodegenerative Erkrankungen klar zu erkennen. Hierzu gibt es mittlerweile neue, nicht gerade beruhigende Daten. So verwies Professor Heinz Reichmann von der Universität Dresden auf eine Studie aus Taiwan, die eine um fast 60 % erhöhte Parkinson-Rate bei Trägern von Amalgamplomben festgestellt hat. Taiwanesische Wissenschaftler hatten zuvor schon ein etwa 10 % erhöhtes Alzheimer-Risiko bei Personen mit Amalgamfüllungen berechnet.

Die Studie basierte auf dem nationalen Gesundheitsregister der Inselrepublik. Es erfasst Diagnosen und Therapien von praktisch allen Bewohnern, auch Amalgamfüllungen werden vermerkt. Ein Team um Dr. Yung-Chuang Hsu aus Taipeh schaute nun bei zufällig ausgewählten Personen über 55 Jahren mit Amalgamfüllungen im Zeitraum zwischen 2000 und 2008, wie häufig diese in der Folgezeit an Morbus Parkinson erkrankten [1]. Die Rate verglichen sie dann mit der von Versicherten im gleichen Alter und mit demselben Geschlecht, die niemals Amalgamfüllungen erhalten hatten. Auf diese Weise stellten sie rund 10.200 Amalgamträgern ebenso viele Versicherte ohne quecksilberhaltige Zahnfüllungen gegenüber. Von den Perso-

nen mit Amalgamfüllungen erkrankten innerhalb von sieben Jahren 126 an Parkinson, nur 56 waren es in der Kontrollgruppe. Allerdings hatten die Amalgamträger drei- bis fünffach häufiger kardiovaskuläre Begleiterkrankungen.

Günstiger Einfluss von Metformin vermutet

Wurden diese sowie andere Risikofaktoren berücksichtigt, konnten die Forscher um Hsu eine 58 % höhere Parkinson-Rate berechnen. Erstaunlicherweise trat eine solche Risikoerhöhung bei Diabetikern nicht auf. Da die meisten Diabetiker in Taiwan Metformin erhalten, könnte dies die Ursache sein, vermutet das Team um Hsu. Für Metformin wird ein günstiger Einfluss auf neurodegenerative Erkrankungen angenommen. Möglicherweise lassen sich die Unterschiede aber auch auf die großen Verzerrungen zwischen den beiden Gruppen zurückführen. Reichmann hält es durchaus für möglich, dass Quecksilber aus Zahnfüllungen zu den Toxinen zählt, die vielleicht bei Personen mit genetischen Prädispositionen das Erkrankungsrisiko erhöhen.

Geringeres Risiko für ein Prostatakarzinom

Immerhin müssen sich Parkinson-Kranke etwas weniger Sorgen um andere Leiden machen. So kommt eine aktuelle Registeranalyse aus Dänemark zu dem Schluss, dass betroffene Männer seltener an Prostatakarzinomen erkrankten [2]. In der Studie hatten die Forscher geschaut, wie häufig ein Morbus Parkinson bei 45.500 Patienten mit Prostatakarzinom auftrat. Insgesamt 245 Patienten hatten beide Krankheiten, in einer Vergleichspopulation ohne Prostatakarzinom war Morbus Parkinson etwas häufiger zu beobachten. Daraus berechneten die dänischen Forscher ein um 27 % erniedrigtes Risiko für Prostatakarzinomen bei Männern mit Parkinson.

Thomas Müller, Springer Medizin

Bewegungsstörungen (Prof. Heinz Reichmann, Dresden).
Neuro Update, Mainz, 3.3.2017

Literatur:

1. Hsu YC et al. PLoS ONE 2016; 11 (12): 1 – 12
2. Jespersen CG et al. Cancer Epidemiology 2016; 45: 157 – 61

MoCA-Kurzform: Demenzdiagnose in nur 5 Minuten

Mit dem „Montreal Cognitive Assessment“ wird eine beginnende Demenz präziser erkannt als mit dem „Mini-Mental-Status-Test“. Auch die Kurzform liefert bereits brauchbare Resultate. Allerdings sagen Kognitionstests wenig über die Fahrtauglichkeit aus.

Der „Mini-Mental-Status-Test (MMST)“ zählt nach wie vor zu den wichtigsten Kognitionstests, vor allem wenn es um die Einteilung von Demenzstadien und die Zulassung von Medikamenten geht. Allerdings ist er gerade beim Übergang von einer nor-

malen Kognition in eine Demenz nicht empfindlich genug, erläuterte Professor Jörg Schulz vom Universitätsklinikum Aachen. In einer Metaanalyse kognitiver Screeningtests schnitt das „Montreal Cognitive Assessment“ (MoCA) verglichen mit dem MMST beim Aufspüren leichter kognitiver Defizite deutlich besser ab, sagte Schulz. So erreichte der MMST bei MCI-Patienten nur eine Spezifität von 62 %, das MoCA hingegen von 89 %. Der Test prüft Orientierung, Erinnerung, Sprache, Aufmerksamkeit und Exekutivfunktionen. „Damit ist er auch bei der Differenzialdiagnose dem MMST überlegen“, so der Experte. Für das MoCA müssen etwa 10 bis 15 Minuten veranschlagt